

ten.) Von hier gingen sie zum drittenmal auf die heilige Reise nach Mekka und kamen endlich 1828 in ihre Heimat zurück, wo sie, von dem Heiligenschein der dreifachen Wallfahrt umflossen, ehrfurchtsvoll von ihren Landsleuten aufgenommen wurden. Sie hüteten sich wohl, den Türken von neuem Grund zu einer Verfolgung zu geben. Sie sprachen nicht mehr von alten und neuen Visionen, sondern verbreiteten im Stillen ihren Einfluß auf die Stämme durch ein strenges Leben, welches ganz der Ausübung der Befehle des Korans geweiht war, und durch einen großen Ruf von Tugend, Wissenschaft und Heiligkeit; innerlich aber wohl auf die Zeit hinschauend, wo sie ihr Ansehen zur Ausübung milder himmlischer Thaten verwenden konnten.

Diese Zeit erschien bald darauf durch unsere Eroberung Algiers, in deren Folge die Anarchie unter den Arabischen Stämmen den ehrgeizigen Plänen, die längst in dem Herzen des Vaters und des Sohnes wühlten, eine willkommene Laufbahn eröffnete. Anfangs beschränkte sich ihr Wirken darauf, Ordnung und Gerechtigkeit, die überall vergessen waren, zu erhalten. Hierdurch zogen sie viele Wohlgefinnte in ihre Nähe und übten, zwar in einem noch sehr kleinen Kreise, eine große Herrschaft über die Araber aus. Sie wurden auf diese Weise aber bald der Mittelpunkt der Arabischen Nationalität, und zu ihnen flüchteten alle wahrhaft Gläubige, die ihre Religion durch uns Christen bedroht sahen.

Sobald der Anhang, den sie sich verschafft, eine Achtung gebietende Ausdehnung erlangt hatte, bot ihnen auch der Kaiser von Marokko einen Beifall, wodurch sich die bis dahin nur schwache insurrectionelle Bewegung kräftiger entwickelte. Damals war es, wo der Marokkaner die oben erwähnten Gouverneure ins Land schickte, indem er klüglich das Ansehen des Marabuts und den Fanatismus gegen die christlichen Eroberer zu Verärgerungs-Zwecken ausbeuten wollte. Hierin war allerdings die Politik des Marokkanischen Sultans gewandt, als die untrüge, die wohl Parteilungen zu schaffen, aber nicht zu benagen versteht.

Kühn gemacht durch diesen Schutz, beschloßen die Stämme in der Umgegend von Maskara, sich ein selbstständiges Oberhaupt zu geben. Wie sich von selbst versteht, warfen sie ihr Auge auf Mohi-ed-din. Dieser jedoch verweigerte die Annahme einer solchen gefährlichen Ehre, die für sein Alter zu schwer war, und schlug seinen Sohn Abd-el-Kader vor. Nachdem man auch dem Aberglauben wieder seine Rolle spielen ließ und durch Visionen bewies, daß Abd-el-Kader der wahre Sultan ist, wurde er allgemein als Oberhaupt anerkannt. Am 28. September 1832 versammelten sich die Stämme von Hasschem in der Ebene von Geris in der Nähe von Maskara, um ihrem neuen Chef zu huldigen. Die Stadt Maskara selbst, vor kurzem die Hauptstadt eines Beyliks, ergab sich ihm auf der Stelle. Abd-el-Kader aber nahm seine Residenz nicht in dem Palast des vor-maligen Bey's, sondern in einem Privathause, von welchem aus er sich täglich nach dem Palast verfügte, um die Angelegenheiten des Landes zu besorgen.

Im Jahre 1834 (am 26. Februar) schloß der Französische Kommandant von Oran einen Vertrag mit ihm, in welchem sich schon Abd-el-Kader den Titel Emir-el-Mumenin giebt. Dieser erhabene Chalifen-Titel wurde jedoch nur von unseren gutmüthigen Landsleuten zu ihrem großen Nachtheile anerkannt, keinesweges aber von allen Glaubensgenossen des Afer-Chalifen. Die Ehorba, das ist das Gebiet, welches der Prediger (Chadis) jeden Freitag im Namen des Chalifen von der Kanzel spricht, wurde nirgends im Namen Abd-el-Kader's gehalten; nirgends wurde Geld in seinem Namen geprägt; beides geschah entweder für den Sultan von Konstantinopel oder den von Marokko.

Abd-el-Kader, der aus fast allen Kämpfen mit unseren Marschällen und Generalen besiegt, aus allen Verhandlungen aber siegreich hervorging, ist jetzt in der That von drohender Macht. Die Ehorba wird wohl für ihn gelesen, und auch die Sella<sup>\*)</sup>, d. h. die Münzprägung, hat er. Er schlägt in seiner Hauptstadt Münzen; und wir waren es, die ihm die dazu nöthigen Instrumente lieferten; eben so wie wir ihm Gewehre und Munition geliefert haben, womit er unsere Soldaten erschießt. Seltsames Völkchen, das wir doch sind! \*\*)

Als er am Siek (Sekk) bis zur Vernichtung von uns geschlagen war, machte sein Befieger mit ihm den Vergleich, der unter dem Namen „der Vertrag von der Tafnä“ bekannt ist. Dieser Vertrag überließ dem Emir die Städte Tzelemsec, Arefschul, Scherschel und die ganze Provinz Diteri. Was würde er erit gewonnen haben, wenn er gesiegt hätte! In Folge seiner Niederlage aber fastete er einen wichtigen Beschluß. Sein Hosiager war bisher zu Ned ruma, einem Orte, der der Küste zu nahe war, um nicht fürchten zu müssen, daß ihn ein Französischer General mit gutem Willen einmal aufhebt. Auch Maskara, die ehemalige Residenz der Bey's, war unseren Soldaten schon zugänglich geworden. †) Abd-el-Kader beschloß daher, eine Residenz zu wählen, die nicht so leicht vom Feinde betreten wird; er warf in dieser Absicht seine Augen auf Dekedemt und beschäftigte sich sogleich damit, sie aus ihren Ruinen hervorgehen zu lassen.

\*) Der Verfasser meint das Grab des Abu-Hanifa, berühmtesten Lehrers der orthodoxen Sekte. Auch die Gräber zweier unmittelbaren Nachkommen Ait's sind in Fagada's Nähe; jedoch nur den Schülern, nicht den Sunniten heilig, daher Abd-el-Kader und sein Vater schwermüthig diese Stätte besucht haben werden.

\*\*) Dieses Wort hat sich noch im Arabischen aus der Zeit der Araber erhalten, und Bedchun ist von derselben Art.

†) Nicht das Seltsame, was die Franzosen in Afrika thun. Würden sie ihm kein Pulver liefern, so würde n tausend Enallische Hände es feiltreten, oder er würde es endlich selber machen lernen. Es ist demnach nur handelsling und politisch, und nicht selbst. Wer dies nicht versteht, der wolle nur in der Geschichte Friedrich's des Großen lesen, wie dieser Monarch an Maria Theresia, sogar während des Krieges, Munition verkaufte, und als man ihm Vorstellungen machte, sagte er: Wenn ich meiner Cousine es nicht verkaufe, so verkauft's ihr die Hosiager.

‡) Die Franzosen haben unter dem Marschall Clausel Maskara erobert und verbrannt.

Vor einigen Jahrzehenden sah sich ein genialer Fremder in einem Pariser Kaffeehause nach dem Dejeuner von einem jener lächerlichen Anfälle überrascht, denen die sehr in sich vertieften Geister nur zu oft ausgesetzt sind. Er hatte seine Börse vergessen und suchte vergebens in seinem Portefeuille nach einer verlorenen Pfund-Note, als seine Augen unter den in seinem Album zerstreuten Adressen auf die eines Millionairs fielen, dessen Wohnung in der Nähe war. Er schreibt an den edlen Turcaret, bittet ihn um ein Darlehn von zwanzig Franken für eine Stunde, giebt seinen Brief einem Garçon, wartet und empfängt statt aller Antwort das unerbittliche „Nein“ des Kardinals in Maynard. Ein von der Vorsehung geschickter Freund kommt zum Glück herbei und zieht ihn aus der Verlegenheit. Diese Anekdote ist so weit zu gewöhnlich, um erzählt zu werden, aber sie ist noch nicht zu Ende. Der geniale Fremde ward berühmt, etwas, was mitunter dem Genie begegnet, und dann starb er, was immer, früh oder spät, Jedermann passiert. Der Ruf seiner Werke drang in die Salons der Bank, und der Preis seiner Autographen, der an der Börse nicht genannt wurde, machte Aufsehen. Ich selbst habe gesehen, wie jene edle Berufung auf die Französische Urbanität, das heißt der mit „nein“ beantwortete Brief, in einer Auction, in welche ihn der reiche Kauz heimlich eingeschmuggelt, um die Liebhaber zu verführen, mit 150 Franken bezahlt ward, und ich möchte mich sehr wundern, wenn dieses kleine Kapital in so diskreten und klugen Händen sich nicht seitdem verdreifacht hätte. Dies beweist, daß eine abgeschlagene Wohlthat eben so wenig verloren geht als eine andere. Ich habe es ja immer geliebt, in meine kleinsten Geschichten irgend eine moralische Lehre einzumischen.

Es giebt eine Art Bibliophoben, denen ich ihre rohe Antipathie gegen die Bücher, die nach den Frauen, den Blumen, den Schmetterlingen und den Marionetten das köstlichste Ding von der Welt sind, verzeihen kann: ich meine den verständigen, gefühlvollen und wenig gebildeten Menschen, der die Bücher haßt wegen des Mißbrauchs, den man damit treibt, und wegen des Nebels, das sie anfluten. Ein solcher war mein edler und alter Unglücksgefährte, der Commandeur von Valais, welcher, indem er den einzigen Band, der mir geblieben war (es war Platon), sanft bei Seite schob, sagte: „Zurück, zurück, im Namen Gottes! Diese Bengel sind es, die die Revolution herbeigeführt haben! Was mich betrifft“, fügte er stolz hinzu, indem er mit einiger Koketterie seinen grauen Schnurrbart strich, „so kann ich den Himmel zu Zeugen nehmen, daß ich kein einziges gelesen habe.“

Was den Bibliophilen auszeichnet, das ist der Geschmack, jener zarte feine Takt, der sich überall geltend macht und dem Leben einen unaussprechlichen Reiz verleiht. Man kann dreist dafür bürgen, daß ein Bibliophile entweder ein beinahe ganz glücklicher Mensch ist, oder einer, der wenigstens weiß, was dazu gehört, um es zu werden. Der ehrliche und gelehrte Urbain Chevreau hat dieses Glück trefflich beschrieben, indem er von sich selbst spricht. Ihr werdet mir beistimmen, wenn ihr ihm einen Augenblick zuhört, und ihr wißt schon, daß ihr dabei nichts verliert. „Ich ennuyire mich nicht“, sagte er, „in meiner Einsamkeit; ich habe eine Bibliothek, groß genug für einen Eremiten und in der Auswahl der Bücher unvergleichlich. Man findet daselbst alle Griechen und Lateiner ohne Unterschied der Profession, Redner, Dichter, Sophisten, Rhetoren, Philosophen, Historiker, Geographen, Chronologen, die Kirchenväter, die Theologen und Konzilien. Man sieht daselbst die Antiquare, die interessantesten Berichte, viele Italiäner, wenig Spanier, die modernen Schriftsteller von anerkanntem Ruf und Alles sehr sauber. Ich habe daselbst Gemälde, Kupferstiche, ein großes Parterre mit Blumen, Obstbäume und in einem Salon Haus-Muskantea, deren Gezwitscher mich weckt oder beim Mahl ergötzt. Das Haus ist neu und gut gebaut, die Luft darin ist gesund, und um meine Pflicht zu erfüllen, habe ich neben meinen zwei Thorwegen drei Kirchen.“

Wenn Urbain Chevreau in Sulla's Zeit gelebt hätte, wer weiß, ob der Senat es gewagt hätte, Sulla für den glücklichsten der Menschen zu erklären. . . .

Der Bibliophile versteht die Bücher auszuwählen; der Bibliomane häuft sie an. Der Bibliophile liest Buch zu Buch, nachdem er es von allen Seiten untersucht; der Bibliomane häuft Bücher auf Bücher, ohne sie anzusehen. Der Bibliophile schätzt den inneren Werth eines Buchs, der Bibliomane wiegt oder mißt es. Der Bibliophile bedient sich einer Loupe, der Bibliomane eines Längenmaßes. Ich kenne welche, die den Reichthum ihrer Bibliothek nach Quadratmetres anschlagen. Das unschuldige, seltsame Fieber des Bibliophilen wird bei dem Bibliomanen eine bis zum Wahnsinn gehende akute Krankheit. Hat sie diesen Grad von Paroxysmus erreicht, so ist nichts Vernünftiges mehr an ihr, und sie fällt mit den übrigen Maniacen zusammen. Die Phrenologen haben schon so viele Vorarbeiten entdeckt; ich weiß aber nicht, ob sie bis jetzt in der Knochenbülle, die unser armes Gehirn einschließt, jenen Instinkt der Sammelsucht entdeckt haben, der bei mehreren Armen Teufeln meiner Bekanntschaft so ausgebildet ist. In meiner Jugend sah ich einen, der eine Sammlung von Storköpfeln, die in Anekdoten oder in der Geschichte vorkommen, anlegte; er hatte sie in seiner großen Dachstube nach der Ordnung aufgestellt, mit belehrenden Etiketten und Angabe der mehr oder weniger solennellen Gelegenheit, bei der sie aus der Flasche gezogen worden, zum Beispiel: „Monsieur le Maire, Muffirender Champagner von erster Qualität; Geburt Seiner Majestät des Königs von Rom.“ Der Bibliomane muß auf ähnliche Absonderlichkeiten kommen.